

20 Jahre Jesuit war, bevor er nach der Konversion zum lutherischen Protestantismus 1707 Professor in Helmstedt wurde, schließt Bruning explizit wegen seines untypischen Karrierewegs von der Untersuchung aus (S. 98)!

Jens Brunings Buch weist somit Stärken und Schwächen auf: Es ist eine gelungene Einführung in den Forschungsstand zur Universität Helmstedt und durch Brunings Expertise an vielen Stellen der Arbeit zugleich in die Forschung zur frühneuzeitlichen Universität im Alten Reich insgesamt. Die statistische Auswertung der Professoren-Biografien ist aufschlussreich. Die Untersuchung von „Innovationen in Forschung und Lehre“ zeigt, dass es durchaus neue Inhalte und neue Vermittlungsformen gab, auch wenn die Statuten einer Universität unverändert blieben. Schwächen des Buches zeigen sich allerdings in der Wertung der aufgefundenen Phänomene. Für den Verfasser ist das Glas der Modernität halb voll, obwohl nur einige Tropfen darin sind. Dass die Arbeit nicht stärker die überlieferten Vorlesungsverzeichnisse, Hochschulschriften und Rechenschaftsberichte der Universität Helmstedt nutzt, ist angesichts des gewählten biografischen Zugangs verständlich, aber dennoch bedauernswert. Hier bleibt für die Forschung noch viel zu tun.

Paris

Johan Lange

THERESA SCHMOTZ, Die Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Studie über Herkunft, Vernetzung und Alltagsleben (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 35), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012. – 544 S., geb. (ISBN: 515-10255-1, Preis: 89,00 €).

Zunächst einmal: Theresa Schmotz hat ein gewichtiges Buch vorgelegt. Ihre Leipziger Dissertation aus dem Jahr 2009 ist nun als 544 Seiten starke Publikation in der von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig herausgegebenen Reihe „Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte“ erschienen. Wer in das aus 278 Seiten Text und 205 Seiten kollektivbiografischem Anhang bestehende Buch schaut, merkt schnell, dass der Reihentitel auch die Monografie überschreiben könnte: Sie ist Forschung und Quelle zugleich. Die Autorin hat sich einem Thema angenommen, das für einige andere deutsche Universitäten (M. ASCHE, Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule, Stuttgart 2010) oder einzelne Fächer (J. KÜMMERLE, Luthertum, humanistische Bildung und württembergischer Territorialstaat, Stuttgart 2008) bereits bearbeitet worden ist, in der Literatur zu Deutschlands zweitältester Alma Mater aber bisher nicht in diesem umfassenden Zugriff Gegenstand einer historischen Studie war.

Professorenfamilien besetzen oft über Generationen hinweg Lehrstühle und verzetzen damit nachgeborene Leser von Lektionskatalogen oder Vorlesungsverzeichnissen in nicht geringes Erstaunen ob der immer wiederkehrenden gleichen Nach- und –frühneuzeittypisch – auch Vornamen. In etwa so vermittelt es ein bekanntes Narrativ über die personelle Rekrutierung frühneuzeitlicher Universitäten, dessen Wirklichkeitsentsprechung Schmotz anhand der Leipziger Professoren überprüft. In engem Zusammenhang damit steht ein Stereotyp, nachdem besonders die Leipziger Universität als Hort der lutherischen Orthodoxie jegliche philosophischen und theologischen Neuerungen des 17. und 18. Jahrhundert unterdrückt, verhindert und insbesondere die Rezeption der Aufklärung beipielllos verschleppt habe. Die weltoffenen Bürger der Messe- und Verlagsstadt hätten hingegen diese Defizite einer mediokren, im universitären Arkanum agierenden Gelehrten durch ihren Wissensdurst ausgeglichen. Gegen diese holzschnittartigen Tradierungen schreibt die Autorin an, und das gelingt ihr

überzeugend. Die Stärke ihres Buches liegt mithin in der auf breiten empirischen Grundlagen ruhenden Bündelung sozialgeschichtlicher Daten über die Leipziger Professorenfamilien der zwei vornapoleonischen Jahrhunderte. Im Anhang sind 93 Stammbäume versammelt, und der Leser blättert oft zwischen dem Text und den Apparaten hin und her, ein Paperback würde diese aus der Struktur des Buches resultierende Leseweise nicht lange überstehen.

Die beeindruckenden Daten über Konnubium, Affiliation und Adoption werden im Text stets in ihren sozialgeschichtlichen Kontexten und ihrer Einbindung in die unterschiedlichsten Themen aus der Lebenswelt ihrer Probanden dargestellt. Wir erfahren Häufiges und Seltenes aus dem Eheleben, der Sphäre des Hauspersonals, dem Feld der Gesundheit, dem Immobilien- und Pfründenbesitz, den sozialen Praktiken und ritualisierten Formen der Vergesellschaftung in Zirkeln und Gesellschaften und vieles mehr. Manches wirkt tief durchdrungen, anderes eher additiv. Zusammenfassend hat die Autorin ihr Ziel einer Untersuchung „der sozialen Struktur des Lehrkörpers der Universität Leipzig im 17. und 18. Jahrhundert und die Erforschung des Alltags von Leipziger Professoren“ erreicht; „in ausgewählten Kontexten“, wie sie selbst anmerkt (S. 274). Es gelingt ihr, ein breites, empirisch gesichertes Panorama professoralen Lebens zu entrollen. Leipzig, so kann sie – wesentliche Positionen neuerer Forschungen einbeziehend (etwa D. DÖRING, Samuel Pufendorf in der Welt des 17. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 2012) – sicher zeigen, war keinesfalls ein finsterner Hort der Reaktion. Diese Legende preußisch dominierter, aufgeklärter Universitätsgeschichtsschreibung verträgt sich ebenso wenig mit ihren Quellenbefunden wie die ohnehin merkwürdig anmutende, von Schmotz nun auf breiter Front widerlegte Segregation der Professoren(-familien) von der sonstigen stadtbürgerlichen Welt.

Getrübt wird die Lektüre leider durch sprachliche, selten auch orthografische Defizite („ediert“ bedeutet nicht das gleiche wie „veröffentlicht“, S. 14). Diese führen zu Missverständnissen und machen oft nur in Ansätzen deutlich, was vermutlich eigentlich zum Ausdruck gebracht werden sollte. Meint etwa die Autorin, deren Dissertationsgutachter maßgeblich für den Frühneuzeitteil der sechsbändigen Geschichte der Universität Leipzig verantwortlich zeichneten, es wirklich so pejorativ, wenn sie schreibt, dass „2009 schließlich [...] der Versuch einer Gesamtdarstellung [erfolgt sei]“ (S. 13)? Unglückliche Formulierungen, schiefe Bilder und unnötige Einlassungen ziehen sich durch den gesamten Text. Gegen Ende ihrer Zusammenfassung räsoniert die Autorin über einen gegenwärtigen, unbestreitbaren „Sieg der Naturwissenschaften über die Geisteswissenschaften“, dem nicht nur nicht zuzustimmen ist, sondern dessen Postulat auch gänzlich deplatziert ist. Auch im Umgang mit der verwendeten, in Anmerkungen nachgewiesenen Literatur sind Unschärfen zu monieren: Ältere Autoren, die eher Quelle denn Literatur sind, werden zitiert und rezipiert wie die jüngste Forschung, zumindest sprachlich macht die Autorin hier keinerlei Differenzierung deutlich. Redaktionelle Eingriffe, die offenbar nur auf orthografische Formalia konzentriert geblieben sind, hätten den Gesamteindruck der nichtsdestotrotz verdienstvollen Studie erheblich verbessern helfen können.